



## Das Auge des Polypen.

Von Heinrich Hemmer.

Der Meeresarm von Hobart an der australischen Insel Tasmanien, River genannt, ist ein Fischparadies. An diesem River besaß eine junge Deutsche eine große, herrliche Farm, eine Musterobstfarm. Oft gingen wir fischen, ich und diese Frau (Amalie), auf der gegenüberliegenden Seite der Farm. Dort hatte ein australischer Reeder ein Sommerhaus, eine Art steinerne Fischburg erbaut, mit eigener Telefonleitung nach Hobart und einer weit ins Meer hinausreichenden sogenannten „Jetty“, einer Landungsbrücke für seine Seefahrt und seine Motorboote. Gerade auf dieser „Jetty“ ist es ideal zu fischen. Im dunklen Seeang unter dem Stege schwimmern Fische, Fische; alle Formen, alle Farben, alle Größen, darunter riesenhafte, wohlschmeckende Parulater und freche, kleine Regenbögen. Um so einen Regenhai zu fangen, spielte ich einmal Salzfleisch an den Haken. Als ich hochzog, hing ein mächtiger Tintenfisch an der Angel. Der Polyp ließ sich ruhig an die Oberfläche ziehen, riß den Köder ab und plumpste ins Meer zurück. Zweimal, dreimal führte er das aus. Beim vierten Male verrechnet er sich. Die Hakenspitze erfaßte eine der Saugscheiben und der Fangarm konnte nicht mehr loslassen.

„So zieh doch, du Schaf!“ rief mir Amalie zu, die vor Erregung zitterte. Die junge Frau duzte mich seit dem Moment, da mich ihr Mann von Hobart herüber gebracht hatte. „Kannst du auch richtig auf australisch fluchen?“ hatte sie damals gesagt und mich ausgelacht, weil ich mich nicht getraute, ihr Kommando in Gesicht zu sagen... einer Dame, die sogar zum Gouverneurball geladen war und die wahrhaftig in allen fünf Kirchen des Ortes singen mußte: der anglikanischen, katholischen, methodistischen und lutherischen.

Amalie zerrte an meinem Arme, bis der Polyp auf die Planken der Jetty kassierte. Da lag das Ungeheuer, ein hüßlicher Geleeklumpen. Nur die Arme bewegten sich wie Schlangen auf Amalie zu. Und die böswilligen, verkniffenen kleinen Augen verfolgten sie immerzu. Nie habe ich so viel Wut und Haß von einem Auge ausstrahlen sehen. Angsterregend, wie der Blick eines Todfeindes, eines Dämons, war dieser Polypenblick. Aber was konnte schon dieser

Fran Angst einjagen! War sie doch einmal so wild Auto gefahren, daß sämtlichen Männern im Wagen der Augenschweiß von der Stirne troff. Ein andermal war sie in einem so durchsichtigen Rock durch Hobart gegangen, daß der puritanische Policemann sie entsetzt zur Rede stellen mußte....

Amalie, die der böse Blick zu faszinieren schien, reizte den Polypen mit einem Stod. Das steigerte seine Wut aufs Äußerste. Er spritzte Tinte aus, verfärbte sich, und, da sie nicht abließ, spielte er alle Farben, vom Dunkelblau zum Blaurosa, vom Granen ins Fahl, bis er wie eine bleiche Sülze dalag. Aber das giftige Auge war noch immer auf die schöne junge Frau gerichtet, die schließlich wie toll dem Polypen die Arme abhieb. Der letzte Blick des Tintenfisches — ich erschrak — war ganz der des Reeders: Mr. Stoppen.

Wir ruderten nach der Sandbank an unsere Uferseite, nahmen ein Bad und gingen nach Kettering zurück, wo es nebst den fünf Kirchen eine Bar, eine Schmiede und ein Postamt gab — außerdem alles weit und breit beherrschend, Amaliums Orchard: vierzig Acre herrlicher Obstbäume, zu denen noch hundert Acre ungerodetes Buschland gehörten.

Es war gerade zur Zeit der Obsternie. Junge Leute, Liebespaare, Eltern mit Kindern hatten Obstplündererzette aufgeschlagen. Überall standen Bottiche von der Hobart-Jaunfabrik umher, wohin die herrlichen tasmanischen Pfirsiche, Kirschchen, Himbeeren und Birnen zu wandern pflegten. Auch die gelben Exportäpfel für London und Hamburg bekamen schon rote Wädden. Auf der Veranda saßen im braunen Gehrock Amaliums nicht mehr ganz junger Gatte Erwin, ferngerade wie ein preußischer Offizier, und der listige kleine Stoppen beim Whisky. Stoppen hatte Amalie, die ihm kaum dafür dankte, eine Wäscheerbüchse und eine prächtige dänische Dogge aus Sidney mitgebracht. Unwillkürlich blieb mein Blick auf der stolzen Hand des ehemaligen Matrosen haften, auf der eine nackte Venus eingebraunt war: da fühlte ich einen stechenden Blick.

„Nimm dich vor Mister Stoppen in acht!“ sagte ich beim Abschied, nachdem mich Amalie nach der Dampferhalle lustschiert hatte.

„Der ist nicht gefährlicher als du, du Schaf“, rief Amalie und küßte mich auf den Mund.

Vier Jahre später wurde ich eine öde Baradenstadt im australischen Urwald gebracht: da lag die Erde zu Staub zertreten von den ruhelosen Schritten fünftausend kriegsgefangener Männer, die wie wilde Tiere hin und her liefen. Ich stieß sofort gegen einen verwilderten Granbart mit rotbraunem, nachtem Indianerleib: „Erwin“, rief ich, „was macht die Obstfarm, was macht Amalie?“

„Die Farm“, sagte er, „konnte ich zu einem annehmbaren Preis nicht schnell genug los schlagen; da wurde sie zwangsversteigert.“ (Ach, die schönen alten Obstbäume, die in Reih und Glied standen und ohne Gras dazwischen! Und die zwei Silberbäche, die sich im Farmgrunde trafen! Und die fernern Berge, die auf den fischreichen Meeresarm herabbliden! Und die ganze freie Seligkeit!)

„Wem gehört jetzt alles, Erwin?“

„Stoppen“.

Erwin starb auf dem Transportdampfer, der ihn zwangsweise seiner deutschen Heimat entgegenführte, an der spanischen Grippe.

Und Amalie? Was ist mit ihr geschehen? Ich erhielt dieser Tage einen Brief von ihr. Sie hat den Polypen geheiratet. „Arme Amalie“, sagte ich zuerst, als ich diese Nachricht empfing. Dann sagte ich: „Armer Stoppen!“ Amalie wird auch über dieses Ungeheuer triumphieren, bis es in allen Farben spielt...

## Schule der Liebe.

Von Diotima.

„Die Liebe hat zwei Erbfeinde ihrer Dauer, die sich meist verbinden um sie zu bekriegen, sie unterzukriegen, um dann — eine neue Liebe zuzuschaffen. Der erste Erbfeind ist die natürliche allmähliche Entspannung der polaren Kräfte, die in der Liebe ihre Vereinigung und Befriedigung suchen — und damit auch die ganze Entfärbung dieser Gefühlswelt, das Absinken des Einzigkeitswertes, den der eine in den anderen legt — eben das Nachlassen der Anziehungskraft und ihrer Magie. Man reißt sich eines Tages die Augen: war ich verheiratet? Warum hat

dieser Mann, oder diese Frau, solche Anziehungskraft und Macht über mich gehobt? Was ist besonderes an ihm oder an ihr? Warum erschien mir alles an ihm reizvoll, wichtig und von höchster Bedeutung, sodass mein Leben völlig darauf abgestellt war? Man jagt — schon ein verdächtiges Zeichen — sich vielleicht sämtliche Vorzüge, Tugenden, Verdienste des andern auf, auch wohl gerade Verdienste in der Liebe und um die Liebeseinheit, abgesehen von Dankbarkeit, Vernunft, „weltlichen“ und praktischen Ueberlegungen, auch Menschenwürde und Einsamkeitsfurcht, welche allesamt möchten, daß die Liebe weiter dauere. Es hilft nichts. Die Liebe bleibt tot.

Der zweite Erbfeind braucht nicht gerade erst beim Absinken vom höchsten Punkt der Liebeskurve sich zu melden. Meist ist aber dies der gegebene psychologische oder physiologische Moment, wo er auch Einlaß findet. Es erscheint nämlich nur eine stärkere Anziehungskraft auf der Bildfläche — und plötzlich wird dir klar: dieses ist die eigentliche Segenkraft, die du ersehnt, der Mensch, der „für dich georzogen wurde“, und dies auch erst deine eigentliche Höhe des Erlebens, die du bisher nur nicht erreichtest und noch nie so empfandest. Die Liebe ist mit fliegenden Fahnen in das Lager des Feindes übergegangen...

„Amoralisch betrachtet ist die Liebe eben nur die vollkommene Anziehungs- und Reizkraft, die den Wert des Geliebten erst erschafft; Treue, somit nur die Dauer dieser Anziehungskraft, und Untreue nur ihr Aufhören, entweder weil sie an sich schwächer wurde, oder weil eine stärkere Kraft ihren Weg kreuzte. Wer wirklich der Liebe und nur der Liebe gehorcht, ist ein Spielball ihrer Kräfte und wird weidlich hin- und hergeschleudert...“

„Schon das Gefühl der Pflicht und äußeren Verpflichtung, nicht nur einer inneren Gebundenheit, drückt auf das Gefühl. Denn, wenn man etwas tun oder empfinden muß, so kann man ja gar nicht mehr rein und wahrhaftig erleben, ob man es nun auch will; die Gefühlentscheidung ist bereits durch die Pflicht vorweggenommen; die unberührte, unverstörte Reinheit des Gefühls, das in der Liebe ausschließlich sich selbst zum Motiv hat, geht mit Notwendigkeit dabei verloren, — jenes Gefühl, das nur aus sich Impuls und Ansporn erhält. Ähnliche Erwägungen haben Tiefliebende oft in langer, freier Verbindung zögern lassen, und eine vorzeitig erzwungene Entscheidung durch Verantwortlichkeit für das Kind wird dort zur Liebes- oder doch Seelenkatastrophe. Wer seine Liebe töten will, der mache eine Pflicht aus ihr.“

„Was tötet Liebe? Gewöhnung an das Wunder der Liebe — und die Ehe ist in allem die stetige und konsequent erstrebte Gewöhnung; sie soll ja auch direkt das erotische Streben, sofern es immer noch weiter ruht, erlösen, um die Kräfte für anderes, für „Wichtigeres“ freizumachen, was wohl meist auch wirklich für den Betreffenden schließlich wichtiger ist.“

„Was tötet die Liebe? Den Liebesgesehnten in allen möglichen Situationen sehen und sehen zu müssen, alle körperlichen Gewohnheiten und Bedürfnisse und sei es das idyllische Zahnputzen (von Schnarzen und noch andrem zu schweigen), immer um sich haben zu müssen. Es kann sehr reizend und sogar reizvoll ein, gelegentlich seine junge Geliebte sprudeln, plätschern und gurgeln zu sehen. Es ist aber sicher nicht reizvoll, seine ältere Ehefrau — zum 365. Mal — und dies ist nur ein Jahr,

dieselben Manipulationen vollziehen zu sehen. Die Länge trägt die Last und nicht die Lust. Die Weisheit des getrennten Schlafzimmers schützt nur zum Teil vor dieser Eheabstumpfung, bei der wieder die Liebe die Leidtragende ist.“

Vorstehende Zitate sind dem Buche „Schule der Liebe“ (Verlag von Eugen Diederichs, Jena) entnommen, dessen Verfasserin das Pseudonym „Diotima“ erwählt hat, das ist jener Frau, die im platonischen Gastmahl einem Sokrates die Liebe lehrte. Eine reife, kluge, eine begnadete Frau hat das Werk

geschrieben, das eine unendliche Fülle von Lebensweisheit enthält, ein wahres Lebensbuch. Unsentimental, in einer wunderbaren Sprache geschrieben ist es geradezu ein Katechismus der Liebe, jener Liebe „im Vollbegriff des Wortes, um jene Gewalt, höher als alle Vernunft, die zwei Menschen bindet an Leib und Seele“. Mit Recht sagt Thomas Mann über das Buch: „Ich habe das Werk der kundigen und tapferen Sibylle mit Respekt und Vergnügen gelesen und finde, daß man das Ewig-Weibliche noch nie mit so viel gesundem Freimut über die Liebe hat sprechen hören.“

## Mein Beruf.

### Erlebnisse eines Hundes.

Man hat mich an eine Leine gebunden und zu einem alleinlebenden Herrn gezerrt. Vielleicht wird man mich für naiv halten, aber ich muß gestehen, daß ich sehr erstaunt war, als ich entdeckte, daß die Menschen so ganz anders sind als wir Hunde.

Die StraÙe machte auf mich einen närrischen, aufregenden, bedrohlichen Eindruck. Ich war wie geblendet. Ueberall tauchten in der Dunkelheit Sterne auf, die mir viel größer vorlamen, als die am Himmel...

Eine zahl leuchtende Staubwolke schwebte über der Stadt wie der feurige Schweif eines Kometen...

Der Lärm war betäubend. Ich sah Pferde, deren Eisen auf dem Pflaster klirrten. Andere waren offenbar, von ihrer Tätigkeit angezerrt, davongelaufen, hatten aber vorher die Wagen so in Schwung gebracht, daß sie nun ganz von selber liefen. Ein Mann brauchte nichts weiter zu tun, als sie mit einer Kurbel zu lenken... Sie liefen sehr schnell... Man denke! Ich hörte von vierzig Pferdekraften sprechen...

Manchmal führen sie einen an, und der schien sich dann über diesen plötzlichen Seitensprung des Wagens sehr zu ärgern...

Ich stellte fest, daß von allen, denen man begegnete, die Tiere allein naudent waren. Die andern wagten es offenbar nicht, der Kälte, dem Regen und dem ästhetischen Urteil zu trotzen, ohne vorher allerlei Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben. Die Frauen — deren Unterscheidungsmerkmale übrigens so wenig hervortraten, daß man sie nur mit größter Mühe als Frauen erkennen konnte — zeigten indessen eine gewisse Reizung, sich so wenig wie möglich zu verhüllen. Ihr Kopf, den sie wohl für besonders schwach hielten, war sehr sorgfältig geschützt, während die Lust zu unteren Regionen, vom Knöchel bis zur Wangengegend, ungehindert Zutritt fand und dort nach Belieben zirkulieren konnte...

Der Mensch, dem die Aufgabe zufiel, künftig für meine materiellen Bedürfnisse zu sorgen, erwartete mich. Ich fand ihn sehr häßlich, wie alle andern. Er untersuchte mich eingehend und schien sich zu fragen, ob ich auch echt wäre. Auch an meiner Intelligenz und Sauberkeit schien er zu zweifeln. Er überzeugte sich gewissenhaft von meinem Geschlecht und gab mir dann einen freundlichen Klaps, durch den er sozusagen einen Vertrag mit mir besiegelte: Ich sollte fortan „sein Hund“ sein und er sollte der sein, den ich künftig aus Selbstachtung nur noch mit „er“ und „meiner“ bezeichnen werde...

So trat ich also meine Stellung an.

Welche Rolle werde ich nunmehr zu spielen haben?

„Er“ ernährt mich, pflegt mich, führt mich „hinunter“ und schlägt mich, mit einem Wort, er sorgt für alle meine Bedürfnisse.

Ich aber brauche nur schön zu sein und ihn zu schmeicheln. Ich unterhalte ihn durch mein Aeußeres und meine Kapriolen. Ich schmide sein Heim. Ich wirke dekorativ. Von Nützlichkeit kann gar keine Rede sein. Ich bin ein Luxusier und es liegt nicht im Charakter meiner Rasse, daß ich mir auch nur die geringste Mühe geben sollte, irgendwie nützlich zu sein.

Ich halte es sogar für unter meiner Würde, die geistigen Talente zu pflegen, deren ich vielleicht fähig wäre.

Die anderen Hunde machen Konzeptionen. Sie machen Kunststücke, sie geben die Pfole. Müßen „sie“ denn da nicht zu dem Glauben kommen, daß sie unser Herren sind? „Meiner“ hat sich acht Tage lang bemüht, mich dazu zu bringen, daß ich ihm die Pfole gebe. Ich habe sehr gut verstanden, was er von mir wollte, aber ich dachte nicht daran, ihm den Willen zu tun.

Die andern Hunde lieben die Wärme. Wir Chow-Chows lieben die Kälte und den harten Erdboden....

Die anderen Hunde winseln um jede Kleinigkeit. Wir bitten niemals. Wir sind so empfindlich, daß wir die schönsten Lederbissen nicht anrühren, wenn sie uns brutal gegeben werden. Darüber wundert „er“ sich etwas. Oft sieht er sich gezwungen, mir freundlich zuzureden, wenn er durchaus will, daß ich dies oder jenes esse...

Was man übrigens nicht alles für blöde Bemerkungen zu hören bekommt, wenn man spazieren geht:

„Das ist ein Bär!“

„Ein Wolf!“

„Nein! Ein Wolfshund!“

Ein Wolfshund! Hat man so etwas schon gehört? Ich ein Wolfshund!

Diese Leute haben gar keine Ahnung von der Geographie und Naturgeschichte...

Ich bin nicht höflich, wenn mir jemand vorge stellt wird, und ich habe einen Abscheu vor neuen Bekanntschaften. Ich sage niemals zuerst Guten Tag. Ich bemühe mich nicht um den ersten besten... Kurz, ich habe Selbstbewußtsein...

Uebrigens haben wir Chow-Chows ganz besondere Gründe, mißtrauisch zu sein... Man findet uns zurückhaltend und ungesellig. Kein Wunder! Wißt ihr auch, daß man uns in China ißt? Sollte es denn da nicht begreiflich sein, daß wir uns den Menschen gegenüber reserviert verhalten?

Wenn einer mit honigzucker Stimme zu mir sagt: „Komn, kleiner!“, dann denke ich daran, daß man manchmal meiner Vorsahren ganz ebenso gerufen hat, um ihn hernach an den Bratpfieß zu stecken. Und deshalb bin ich mißtrauisch...

Ich muß gestehen, daß ich jedesmal auf die andere Seite der StraÙe gehe, wenn ich

einen Chinesen sehe . . . Mein Instinkt warnt mich, weil ich esbar bin . . .

Auch vor schlecht gekleideten Individuen habe ich einen Abscheu. Nichts zwingt sie, sich zu bekleiden. Aber wenn sie es einmal tun, dann sollten sie es auch ordentlich tun. Was sein muß, muß sein . . .

Das Haus ist eine drollige Erfindung. Es öffnet und schließt sich. Ich habe mich jetzt daran gewöhnt. Die erste Zeit habe ich neugierig zugehört, wenn „meiner“ gegen die Mauer drückte und plötzlich mit der Hand ein vieredriges Stück Himmel zum Vorschein brachte . . .

Es gibt allerlei Geräusche. Da sind zunächst einmal die Nachbarn . . . dann die Treppe mit der Klettermaschine . . . dann der Musikkasten mit der Drehscheibe . . . Jedesmal, wenn sie aussetzt, möchte ich fragen: „Wer ist das gewesen?“

Wir haben auch ein Dienstmädchen. Ich verachte es. Es beschäftigt sich mit mir nur, weil es dafür bezahlt wird. Das Dienstmädchen steht in der Rangordnung des Hauses weit unter mir. Eines Tages hat eine dieser abscheulichen Personen eine Nadel in meinen Kopf getan. Wie kindisch! Als wenn ich so

ausfähe, daß man mit einem Streich spielen kann! Ich habe gewartet, bis „er“ da war, dann habe ich so getan, als hätte ich Durst. „Er“ hat mich an meinen Kopf geführt, und als er die Nadel gesehen hat, hat er das Dienstmädchen vor die Tür gejagt.

Wenn man ein Hund ist, muß man sich seiner Haut sehr wehren.

Ich dulde kein anderes Tier im Hause. Ich genüge . . . Wenn „meiner“ sich nur nicht verheiratet!

Wie der Tag vergeht? Den größten Teil unserer Zeit warten wir Hände auf irgend etwas . . .

Ich warte, daß man aufsteht, wenn ich schon seit einer Stunde auf bin . . .

Ich warte, daß man mich „hinunter“ führt, wenn es in meinem Innern wie mit Zangen kweift . . .

Ich warte, daß man nach Hause kommt, wenn ich mich zu Tode langweile . . .

Ich warte, daß man mir zu essen gibt, wenn ich mich vor Entkräftung kaum noch auf den Beinen halten kann . . .

Ich warte, daß man mich zu Bett bringt, wenn ich vor Müdigkeit fast umfalle.

Paul Ahard.

nächsten Morgen erst spät befreit wurde. Es war in einem fremden Zimmer mit dickem Zigarettenqualm. —

Mein Leben ist herrlich: kein langames Dahintrotten — Schritt für Schritt — wie bei einem bürgerlichen Schuß: nein, entzündend ausgeglichen ist es mit vielen Höhen und manchen Tiefen. Nicht lang wird es sein, aber glanzvoll, unergleichbar ist es. —

**Die der Arbeiterin:**

Mein Leben war lang, eilig, schwer, mühevoll, bar aller kleinen Freuden. Eigentlich war's gar kein Leben. Am längsten stand ich in der ungeheuren Rasse vor Waschkässern. —

Mich frist giftiger, gelbgrüner Schimmel, — das, bei Menschen die Schwindsucht ist. — Keine Lumpensammlerin hat Erbarmen mit mir. Selbst 20 Pfennige sind ihr zuviel für mich. —

**Das Buch.**

Ein paar feine Kinder- und Jugendbücher hat wie alljährlich auch heuer der bekannte Verlag Alfred Bahn (Dietrich und Sell), Leipzig C 1, auf den Wehrhachtsbüchermarkt gebracht.

Da ist vor allem der entzückende „Bahns Kinder- und Märchen-Kalender“. (Preis M. 3.80.) Auf bestem solmierten Papier gedruckt, ist er als Abreiß-Kalender eingerichtet und enthält neben vielen in künstlerischem Bunt- und Schwarzdruck hergestellten Bildern eine Fülle von unterhaltendem und auch belehrendem Stoff: Märchen, ernste und heitere Gedichte, Sprüche, Zauberkunststücke, Rechenaufgaben, Geschichten, Plaudereien, Spiele, Stundenpläne usw. Es ist kaum etwas Vollenderes zu denken, als dieser entzückende Kinder-Kalender.

Ein liebes unterhaltendes Jugendbuch ist „Mog, der Spag als Detektiv“ von Max Firscheid. (Preis M. 3.80.) Es enthält eine reizend erzählte Geschichte von Mog, der sich einer Schwabenmutter annimmt, deren Ehegatte eines Tages vor dem Reste tot daliegt. Gar viele Jährnisse muß Mog, der sich mit glänzendem Geschick als Detektiv betätigt, erdulden, aber seine Mühe führt zu einem guten Ende. An dieser Vogelegeschichte lernen die Kinder manches bei anregendster Unterhaltung. Eine Reihe von in den Text gedruckten und von dem bewährten Illustrator Kolf Winkler skizziert und geschickt gezeichneten Bildern schmücken das Buch.

Ein lustiges Bilderbuch: „Waldi“ haben Fritz Koch-Gotha und Walter Andreas gezeichnet, beziehungsweise gezeichnet. (Preis M. 3.80.) Eine amüsante, frohliche Lachgeschichte, die jedes Kinderherz erfreuen wird, nicht zuletzt wegen der drolligen, farbenprächtigen Bilder.

„Sonne und Wind“ (Preis M. 3.80) ist ein in Buntdruck von H. Koberstein gezeichnetes Bilderbuch, zu dem Emil Weber einprägsame, dem kindlichen Auffassungsvermögen verständliche Gedichte beigegeben hat. Im gesamten ein stimmungsvolles und genussvolles Bilderbuch, wie es so recht nach dem Herzen der Kleinen ist.

**Kinderspiele und Basteln.**

Zwei ganz neuartige und sehr empfehlenswerte Kinderbücher hat heuer der Verlag Friedrich Andreas Berthes A.-G., Stuttgart herausgebracht:

„Familie Tüchtig.“ Ein Abenteuer-, Märchen- und Bastelbuch. Von Ursula Schertz. In Leinen M. 6.80, und

„Das Wunderbuch der Kinderspiele.“ Ein Geschichten-, Spiel- und Bastelbuch. Von Hedwig Lohf. In Leinen M. 8.50. Beide Bücher sind reich illustriert.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß derartige Jugendbücher eine ganz eigenartige Erscheinung sind. Das Neuartige liegt zunächst in der Verbindung von Erzählung und Bastelanweisung. Durch unterhaltsame Lektüre wird das Kind zur Selbstverfertigung der verschiedensten Gegenstände angeregt und angeleitet. Aber das Umgekehrte ist der Fall: die Phantasie des Kindes wird durch sein Spielzeug geweckt und es erkundet Geschichten um sein Spielzeug. Dadurch kommt

**Gedube berichten von sich.**

Von Herbert Dudstein.

**Die der Stenotypistin:**

Ich bin braun und zierlich wie ein kleines Javamädchen, habe sechs Augen, die rund sind wie die von Tauben und ebenso starr. Bis zu meinem Schnabel hängen mir die Enden eines schmalen, dunkelbraunen Selbstbinders. Wie meine kleine, blonde Herrin bin ich sanft und geschmeidig wie ein Käzchen. Und mein Gang ist fast lautlos. Die Menschen sagen so profanisch: Das läge an den Crepe-Sohlen. Ach Gott, in Wirklichkeit über ich akustische Mimikry; denn ich liebe meine Herrin, und die muß doch geräuschlos durch die Büros schweben, um nirgends anzueden: ein dienstbares Wesen, allgegenwärtig sein müssen und dennoch unbemerkt ein Tischlein-deck-dich im Geschäft. —

Morgens halb 8 Uhr der fixe Ausflug in den Dienst. Ich fahre eine russische Schankel en miniature, mache Rotationsbewegungen eines vertikalen Karussells. Wie schnell wir dahineilen über holpriges Straßenpflaster und über saubere Sandwege! Nur meine armen, sechs kreisrunden Taubenaugen verstopfen sich manchmal mit Sand und Schmutz. Aber dafür kriechen ich nicht über den Asphalt, und meine Herrin kann jeden Morgen zehn Minuten länger schlafen. — Jeden Morgen — den ganzen lieben Sommer lang! —

Dann im Geschäftshaus: zwei Treppen mit Lift. Tür. Kühles Vinoleum. Eine kappernde Maschine. Auf ein Klingelzeichen eile ich mit meiner Herrin hinaus, daß ihr die Wischhaare fliegen. — Eine Bassstimme; inzwischen träume ich im Vertertoppich. — Langes monotonen Selbstgespräch eines Mannes — langes Selbstgespräch meiner Herrin. — Mittenunter Störungsversuch der Bassstimme. — Tagein — tagaus. Immer! —

**Die der gnädigen Frau:**

Ich bin sehr, sehr spitz, gnädige Frau hat mich deshalb wohl nur aus der Kasernierung des Schuhammellagers befreit, weil ich ihrer Art, ihrem Wesen, mutimake ich, sehr entspreche. — Keulich sagte ein Paar ausgedienter Haus-schuhe zu mir, obwohl ich im allgemeinen keine Unterhaltung mit Hauspersonal pflege: „Sie sehen gerade so aus wie gnädige Frau, wenn

sie sagt: „Guch, Marie, wie können Sie nur!“ Der Mund dann so spit — spit — spit, und so sehen Sie auch aus!“ —

Ich bin auch sehr schmal, und meine Taille paßt genauestens den schlanken Fesseln der gnädigen Frau an. Meine blaublütigen Ähnen führe ich auf Mensendied und das englische Geschlecht der Tennis zurück. Ich bin stolz, sehr stolz und raffig!

Ich bin beschäftigt wie ein Musiker: nachmittags bis Mitternacht. Ich bin kunstschwerständig und der Musik und allen Genüssen hörig, während die Gnädige mehr Gefallen an Mokka und jungen Herren findet. —

Bei schlechtem Wetter bekomme ich einen warmen Mantel, der am Hals mit weichem Pelz abschließt. — Autofahrten, Musik, Teppiche, alles er masse. Auch Italien sah ich. — Das sind, in Kürze, die zwei Monate meines abwechslungsreichen Daseins. —

Neuerdings liege ich unter dem Bett der nassen Mädchenlammer. Ich fürchte mich: ob mich die gnädige Frau nicht mehr mag? — Schon die ganze Woche unbeschäftigt — vielleicht morgen? Morgen ist Sonntag. —

**Die einer Tänzerin:**

Ich bin Filiputanerin und trage ein glänzendes Profattleid. Ich bin noch jung, doch schon sehr verlobt. Klein und zierlich, eine Prinzessin unter den Schuhen, trage ich auf der Stirn eine Perle, in der sich an Bühnabend das Scheinwerferlicht fängt. Oft werde ich von Blumen zugebedt. — Mein Körperchen: je mehr es sich biegt und verrenkt, um so lauter der rausende Beifall des Publikums! Man vergöttert mich: morgens wäscht mich meine Herrin, weil ich verhätschelt und spröde bin, mit Zahne, dann parfümiert sie mich mit Coity. — Abends nach Bühnenschluß tippe ich unter Marmortischen neben Weinschalen und Sekt-fählern zu leichter, rhythmischer Musik den Takt. — Große Männerchuhe mit glänzendem Lack machen mir der, Hof, betippen mich zärtlich, vorzüglich, ausforschend, wie nun die Männer mal sind! — Und einmal im Auto verschwand ich in einer tiefen, dunklen, warmen Tasse eines Herrenpaletots, aus der ich am

diesen Büchern hoher erzieherischer Wert zu. Außerdem sind die Bücher so geschrieben, so frisch und anregend, daß selbst Große ihr helles Vergnügen an ihnen finden werden. Neben dem unterhaltenden Wert der Bücher springt auch ihr wissenschaftlicher in die Augen. Jede Mutter, die mit den Ausgaben für die Kinder sparen muß und ihnen doch gerne Freude bereiten möchte, findet reichste Anregung, auf welche Weise das Kind ohne kostspieliges Spielzeug unterhalten werden kann. Sie kann an der Hand dieser Bücher durch Beschäftigung des Kindes etwa nach der Art von Ursula Scherz, die mit den Kindern die Puppen selbst besetzt, dem Kinde den größten Dienst erweisen, keinen Formstumpfen, kein Gestaltungsvermögen fördern und die Phantasie in besonderer Weise anregen. Das sind erzieherische Wirkungen, die bei gekauftem Spielzeug zu einem großen Teile ausfallen. In dem Buche von Ursula Scherz sprechen die Kinder mit, schreiben Briefe, die in ihrer humoristischen Originalform abgebildet sind. Kinder entscheiden mit, Puppen werden lebendig, arbeiten, verdienen sich ihr tägliches Brot. So erscheint die unmittelbare Verbindung vom Spiel zum tätigen Leben in herborragender Weise hergestellt. Das „Wunderbuch der Kinderspiele“ enthält neben vielen Postelamweisungen und Flechtarbeiten auch eine unglaubliche Fülle kurzweiliger Spiele. Schön ausgestattet, bilden diese Bücher ausgezeichnete Weihnachtsgeschenke, die den Kindern dauernde Freude bereiten werden.

### Das sind die Dollarprinzessinnen . . .

Man ist in Amerika unerträglich in der Erfindung von Dingen, die den Dollarprinzessinnen die Zeit vertreiben können, und von der Löwenjagd bis zum Miniaturgolf gibt es nichts, was die Töchter und Frauen der Plutokratie nicht schon ausprobiert hätten. Der neueste Spleen aber steuert alles andere bisher Ungekennzeichnete in den Schatten, die Damen mit der vielen überflüssigen Zeit wollen nämlich — arbeiten. Sie nehmen Stellenungen als Stenotypistinnen und Verkäuferinnen an, was ihnen bei ihren Beziehungen sicher nicht schwerfallen wird, trotzdem Tausende und aber Tausende junge Mädchen in Amerika auf der Straße liegen. Den Leuten, die die Stirn haben, solche übermütigen Angestellten in ihrem Betrieb aufzunehmen, ist zu wünschen, daß ihnen durch sie ebenso gute Arbeit geleistet wird wie von den Frauen, die nicht so sehr die Wahl zwischen einer Voderreise nach Florida und einem acht- und mehrstündigen Arbeitstag im Warenhaus haben. Das einzig tröstliche an der ganzen Angelegenheit ist, daß sich die gelangweilten Damen sicherlich doch bald wieder einem weniger beschwerlichen Sport zuwenden werden.

### Wie die Japaner ihre Zwergbäumchen kultivieren.

Die Kunst, Bäume im Zwergwachstum zu erhalten, wird in Japan seit dem 13. Jahrhundert systematisch ausgeübt. Sie besteht darin, das Wachstum des Baumes anzuhalten, so daß dieser bei voller Wahrung aller Eigentümlichkeiten seiner Art nicht über eine Höhe von 50 bis 60 Zentimeter hinausgelangen kann, selbst wenn er ein Alter von 200 Jahren erreicht. Die Mehrzahl der in Japan heimischen Baumarten eignet sich vorzüglich zu dieser künstlichen Züchtung. Das gilt für den Ahorn, die Eiche und die große Zahl von Koniferen, zu denen Kiefern, Zedern, Lebensbäume und andere gleichartige Pflanzen gehören. Man sät den Samen der ausgewählten Art in außerordentlich kleine Kästchen aus, die nur eine geringe Menge Erde enthalten. Nach erfolgter Keimung wartet man, bis die junge Pflanze mit ihren Wurzeln alle ihr zur Verfügung stehende Nahrung aufgebraucht hat. Dann verpflanz man sie in ein Gefäß, das ein klein

wenig größer ist. Ist dieses seinerseits von den Wurzeln des Sprößlings ganz durchsetzt, so tritt ein etwas größerer Topf an seine Stelle, und dieser Umpflanzungsprozeß setzt sich während der ganzen Dauer der pflanzlichen Existenz ununterbrochen fort. Diese Zuchtmethode, die, wie man sieht, darauf beruht, der Pflanze die Nahrung zu entziehen, wird in Japan durch Spezialisten betrieben. Nach der gärtnerischen Anschauung und Erfahrung des Westens würde man indessen wahrscheinlich durch Ueberpflanzungen von Zwergarten der Koniferen solche Zwergbäume, wie sie die japanische Mode bevorzugt, viel rascher erhalten.

### Weiteres.

**Gespräch unter Männern.** „Seine Frau sorgt sehr für ihn; sie zieht ihm jeden Abend die Schuhe aus.“ — „Wenn er nach Hause kommt?“ — „Nein, wenn er ausgehen will.“

**Gespräch.** „Frau Abeles scheint sich endlich über den Tod ihres ersten Mannes getröstet zu haben.“ — O ja. Aber ihr zweiter Mann noch nicht!“

**Die Lehrerin** gibt über die Sitten und Gebräuche in der Kleidung einen kleinen Ueberblick: „... so ist es zum Beispiel allgemein üblich, daß sich eine Braut ganz in Weiß hält als Zeichen des Freudentages im Leben der Frau.“ — Da meldet sich ein kleines Mädchen: „Und, Fräulein, weshalb geht denn der Bräutigam in Schwarz?“

**Beim Arzt.** „Es tut mir sehr leid, gnädige Frau, aber wenn Ihr Mann im Schlaf spricht — davon kann ich ihn nicht kurieren.“ — „Ach, Herr Doktor, könnten Sie ihm dann nicht wenigstens etwas geben, daß er deutlicher spricht?“

**In der Redaktion.** „Herr Redaktor, warum soll ich denn das Manuskript nur auf einer Seite beschreiben?“ — „Damit das Papier nicht auf beiden Seiten ruiniert wird.“

**Vornehm.** Im Wohnungsamt: „Wünschen Sie eine Wohnung mit Bad?“ — „Danke, wir verbringen alljährlich zwanzig Tage im Seebad.“

**Der sterbende Bauer.** Der alte Bauer liegt im Sterben. Die ganze Familie ist um das Krankenbett versammelt. Er verteidigt seine Hinterlassenschaft. „Meinen Sonntagserod soll Peter tragen.“ — „Paul würde er viel besser passen.“ wendet seine Frau ein. — „Schweig, Alte.“ schreit sie der Sterbende an und verleiht weiter. „Mein Stod mit dem Silbergriff soll Ivan bleiben.“ — „Warum gerade Ivan?“ wagt die Frau nochmals zu widersprechen. — „Schweig, Alte! Paul soll meine neuen Schuhe haben.“ — „Unmöglich.“ unterbricht ihn wieder die Frau, „Paul sind sie zu klein.“ — „Wie lang willst du mir noch widersprechen, Weib unglückliches?“ schreit nun der Bauer außer sich. „Alles will sie besser wissen. Immer soll ich dir nachgeben. Also gut, wenn du so geistig bist und alles besser verstehst, leg du dich her ins Bett und stirb!“

**Frau Silberfuchs** gibt einen Abend. Es ist alles sehr nobel vorbereitet und großzügig, sogar eine Musikkapelle ist da. Frau Silberfuchs ist aufgeregt und führt strenge Regie, denn es soll alles klappen. Als die Musiker zu stimmen beginnen, rouscht sie zum Spielleiter und schimpft: „Was? Jetzt fangen Sie zu stimmen an und schon vor einer Woche habe ich Sie engagiert?“

### Schach-Gaz.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Zwickau Nr. 66 bei Tepitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

55. Fortsetzung.

### Wichtigstes aus der Endspiellehre.

**Läufer gegen Läufer und Bauer.** Im Kampfe der leichten Figuren gegeneinander kann ein Uebergewicht von einem Bauer im allgemeinen leichter zur Geltung gebracht werden, als in Turmendspielen. Nur der Läufer entgegengesetzter Farbe bildet hier eine Ausnahme.

Das Endspiel Läufer gegen Läufer und einen Bauer ist wichtig und fesselnd. Zunächst betrachten wir

#### Läufer gleicher Farbe.

Das Spiel bleibt remis, wenn der feindliche König auf dem Umwandlungsfelde steht oder dasselbe besetzen kann und dieses Feld nicht die Farbe der Läufer hat, da er von diesem Platze nicht zu vertreiben ist.

Kann der König der schwächeren Partei das Umwandlungsfeld nicht erreichen, jedoch, bei dem Bauer stehend, die kurze Opposition gegen den feindlichen König halten, dann bleibt das Spiel remis, wenn sein Läufer genügend Bewegungsfreiheit hat, zum Beispiel in nachstehendem Bilde.

Bild 101.

Das Spiel bleibt remis.



Unentschieden, wer auch anzieht.

1. Ld8 Lf2, 2. Lg5 Lb6! usw., der Läufer hat mehrere Felder, von denen er die Umwandlung verhindern kann. Bei Läufer- und Springerbauern ist er auf ein Feld beschränkt, verliert daher.

Zum Beispiel Stellung: Weiß, Kb8 Lb7 Bc7; Schwarz, Kb6 Lf5. Weiß gewinnt durch 1. Lc8! Ld3, 2. Lg4 La6, 3. Lf3! damit ist Zugzwang eingetreten; auf Kc5 folgt Lb7 und gewinnt.

Ist der König der schwächeren Partei vom Bauer noch zu weit entfernt, so gewinnt der vorgeschrittene Turm, Springer oder Läuferbauer auch schon, wenn er auf seinem fünften Felde steht (siehe nachfolgendes Bild). Die Mittelbauern erreichen nur remis.

Bild 102.

Weiß am Zuge gewinnt.



1. Lc8! Kc5, 2. Ld5 Lg4, 3. c6 Kd3, 4. Lg2 Ke4, 5. Kc7 Kc5, 6. Kb8! Kb6, 7. c7 Lc6, 8. Lb7 Lb3, 9. Lc8! und gewinnt.

Stünde der schwarze König näher, zum Beispiel auf e3 oder b4, oder wenn alles tiefer stünde, bliebe das Spiel remis.

Fortsetzung folgt.